

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1906

I. Aus den Jugendjahren des Herzogs Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg. Von G. Jansen.

**Aus den Jugendjahren
des Herzogs Peter Friedrich Ludwig
von Oldenburg.**

Von G. Janßen.

Eine der bedeutendsten fürstlichen Persönlichkeiten Deutschlands in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist ohne Frage der Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg. Zwar hat der Herzog — ein schlichter und einfacher, in seinen häuslichen Verhältnissen von schweren Schicksalsschlägen heimgesuchter, dem lauten Treiben der Welt abgewandter Herr — niemals im Vordergrund der politischen Begebenheiten seiner Zeit gestanden, und er ist deshalb über die Grenzen seines Landes hinaus, in welchem das Andenken an den „alten Herzog“ noch heute fortlebt, vielleicht nur wenig bekannt geblieben; aber er gehört im Kreise seiner fürstlichen Standesgenossen zu den wenigen, welche es verstanden haben, in dem Wirrsal der Zeiten der Napoleonischen Herrschaft sich Charakter und Rückgrat zu bewahren, unwürdigen Zumutungen und Verlockungen Widerstand zu leisten, die persönliche und fürstliche Würde unangetastet zu erhalten. Darin stand der Herzog allen anderen voran, und er hat deshalb Napoleons Gunst nie zu erfahren gehabt. Einem unausweichlichen Zwange folgend, trat er als letzter deutscher Fürst dem Rheinbunde bei. Nachdem dann die Herrschsucht Napoleons den deutschen Nordwesten dem französischen Kaiserreich einverleibt hatte, wies er die ihm in Thüringen angebotene Entschädigung zurück und begab sich nach Ruß-

Jahrb. f. Oldemb. Gesch. XV.



land zu seinen Verwandten, um dort die geschichtliche Vergeltung abzuwarten; in dem schicksalschweren Jahre 1812 gehörte er zu den vertrauten Beratern des Kaisers Alexander und betrieb in Gemeinschaft mit dem Freiherrn vom Stein die Errichtung der russisch-deutschen Legion. Durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen stand der Herzog den Ereignissen gegenüber auf einer höheren Warte, als sein kleines Land ihm anzuweisen vermochte; er war der Oheim des Kaisers Alexander, und eine jüngere Schwester seiner früh verstorbenen Gemahlin, eine Prinzessin von Württemberg-Mömpelgard, war mit dem Kaiser Franz von Oesterreich vermählt gewesen; so nannten ihn seine Untertanen mit Stolz „den Schwager zweier Kaiser“. Obgleich nach seiner Rückkehr in sein Land der Herzog dem Wiener Kongreß persönlich fern blieb, folgte er doch mit wärmstem Interesse den Verhandlungen über die Neugestaltung Deutschlands, deren Verlauf ihn nicht befriedigte; mit klarer Boraussicht kommender Dinge erblickte er in der den deutschen Fürsten entgegengetragenen „europäischen Souveränität“ ein „Danaergeschenk“ und war ein entschiedener Anhänger der Wiederaufrichtung von „Kaiser und Reich“, wenn er dieselben sich auch anders dachte, als wir im zwanzigsten Jahrhundert es gewöhnt sind. Von der auf dem Wiener Kongreß seinem Hause übertragenen Großherzoglichen Würde machte der Herzog für sich keinen Gebrauch. Der Wiederherstellung geordneter Zustände in seinem Lande widmete er den letzten Abschnitt seines Lebens; daß er dieselben nicht wie der Großherzog Karl August von Weimar auf die Basis einer wirklichen Staatsverfassung stellen konnte, lag nicht an seinem Willen, sondern an äußeren Hindernissen. Nach vierundvierzigjähriger, durch die französische Fremdherrschaft zeitweilig unterbrochener Regierung starb er am 21. Mai 1829.

Wo sich das Bild des Mannes und seiner Schicksale in so scharfen Zügen vom Hintergrunde der Geschichte abhebt, wird es gestattet und vielleicht eine nicht undankbare Aufgabe sein, auch der Entwicklung des Knaben und des Jünglings, aus welcher die volle Persönlichkeit des Mannes hervorgegangen ist, etwas näher nachzugehen. Dieser Aufgabe sollen in Anlehnung an eine Darstellung der langjährigen Beziehungen, welche den Herzog mit seinem



Erzieher dem Obersten Karl Friedrich von Staal verbanden, die nachfolgenden Blätter gewidmet sein. Für die Zwecke derselben haben neben der einschlägigen Litteratur¹⁾ Materialien aus dem Großherzoglichen Haus- und Zentralarchiv in Oldenburg, sowie bisher unbekannte Familienpapiere in erheblichem Umfange benutzt werden dürfen. Wenn dabei an mancher Stelle Geringsfügiges und vielleicht kleinlich Erscheinendes unausgeschieden geblieben ist, so ist dies geschehen, um den plastischen Ausdruck des zu gewinnenden Bildes möglichst wenig zu verkümmern.

I.

Am 7. September 1763 war in Hamburg der Kaiserlich Russische Generalfeldmarschall und Statthalter in den Großfürstlich Holsteinischen Landen Herzog Georg Ludwig von Holstein-Gottorp wenige Wochen nach dem Verlust seiner Gemahlin im besten Mannesalter gestorben. Nach dem Tode der Eltern fanden die hinterbliebenen beiden Söhne des Herzoglichen Paares, von welchen der ältere, Prinz Wilhelm August, zehn Jahre, der jüngere, Prinz Peter Friedrich Ludwig, der nachmalige Herzog von Oldenburg, acht Jahre alt war, zunächst Aufnahme am Hofe ihres Oheims, des Fürstbischofs Friedrich August, in Gütin. Alsdann nahm sich die Kaiserin Katharina mit kräftiger Hand der Fürsorge für die Erziehung ihrer beiden jungen Vettern von mütterlicher Seite an und unterzog sich damit einer Aufgabe, deren Übernahme nach Lage der verwandtschaftlichen Verhältnisse vielleicht den beiden Oheimen von väterlicher Seite, Fürstbischof Friedrich August und König Adolph Friedrich von Schweden, näher gelegen hätte. Für die Beflissenheit der sonst nicht sentimentalen Kaiserin in dieser Angelegenheit ward natürlich nach besonderen Gründen gesucht, und man fand dieselben in dem Gesundheitszustande des Thronfolgers Großfürsten Paul, der ein schwächliches Kind war, von dem man kaum glaubte, daß es das Mannesalter erreichen werde. So bestand nicht allein in den Gütiner Umgebungen der Prinzen, sondern auch

¹⁾ J. H. Hennes, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg und Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg. Mainz 1870. — Peter Friedrich Ludwig Herzog von Oldenburg. Ein Rückblick. Oldenburg 1893. — Freifrau Helene von Taube von der Tffen, Graf Alexander Kaiserling. Ein Lebensbild. Berlin 1902.



in weiteren Kreisen der russischen Gesellschaft die Annahme, daß die künftige Möglichkeiten erwägende Kaiserin die jungen holsteinischen Bettern zu großen Dingen bestimmt habe.

Zum Erzieher der Prinzen ward ein esthländischer Edelmann, der Oberst Karl Friedrich von Staal, ausersehen, den der General-Gouverneur von Livland Browne dem Grafen Panin empfohlen hatte. Oberst von Staal war dem militärischen Dienst längst entfremdet, lebte, in der Gesellschaft von Riga und Reval hochangesehen, als Landedelman auf seinem Gute Zerwakant in Esthland und war seit länger als zehn Jahren in kinderloser, glücklicher Ehe mit Charlotte von Albedyll vermählt, einer klugen und tatkräftigen Dame, welche frühzeitig verwaist ihre Erziehung in der verwandten Familie von Patkul erhalten hatte. Seine Wahl zum Erzieher war eine glückliche; er war ein ernster, klarer und in sich gefesteter Charakter und hat auf die Lebensanschauungen und Grundsätze des jungen Prinzen Peter Friedrich Ludwig — zuerst als Erzieher und später als treuer und ergebener Freund — eine entscheidende Einwirkung geübt, die nachmals auch den von diesem regierten Landen segensreich zu gute gekommen ist. So kann auch vom Standpunkt der oldenburgischen Landesgeschichte für die so gut wie vergessene Persönlichkeit des Obersten von Staal ein gewisses Interesse in Anspruch genommen werden. Der Entschluß zur Übernahme des ihm angebotenen Amtes mag ihm nicht leicht geworden sein, da dieselbe seine Loslösung aus glücklichen heimatlichen und häuslichen Verhältnissen für einen längeren Zeitraum bedingte, wenn auch damals noch nicht vorausgesehen werden konnte, daß sich dieser Zeitraum auf nicht weniger als acht Jahre erstrecken werde, während deren ihm das Wiedersehen von Gattin und Heimat versagt blieb; man greift wohl nicht fehl, wenn man für seinen Entschluß dem eifrigen Zureden einflußreicher Kreise eine Rolle anweist, welche mit den wirklichen oder vermeintlichen Aussichten der Prinzen seinem Ehrgeiz auch die Aussicht auf eine eigene glänzende Zukunft und reiche Belohnung nahelegen suchten. In den ersten Monaten des Jahres 1765 begab sich der Oberst von Staal nach Holstein und nahm in Gutin seine fürstlichen Zöglinge in Empfang, an deren Erziehung sich bis dahin ein leichtfertiger französischer Hofmeister vielfach versündigt hatte.



Es ist bezeichnend, daß die kluge Kaiserin als leitenden Gesichtspunkt für die Erziehung ihrer jungen Bettern hinstellte, daß dieselben ihren Aufenthalt an einem Orte zu nehmen hätten, wo kein Hof sich befand. Im übrigen wurden auf Verlangen des Obersten von Staal die von ihm bei Ausübung seines Amtes zu befolgenden Grundsätze in einer ausführlichen, von der Kaiserin unmittelbar beeinflussten Instruktion niedergelegt, welche den Geist der humanitären Anschauungen des achtzehnten Jahrhunderts atmet, was indessen nicht hinderte, daß, als die Prinzen den Wunsch äußerten, die Hauptsehenswürdigkeit der damaligen Schweiz, den alten Voltaire in Ferney, kennen zu lernen, die kaiserliche Gönnerin Diderots und Grimms, welche ihnen „alle Freigeisterei“ ferngehalten wissen wollte, die Gewährung dieses Wunsches versagte. Zum Aufenthaltsort der Prinzen, welche im Auslande den Titel Grafen von Oldenburg führen sollten, ward einstweilen Bern gewählt, wo man im Frühjahr 1765 eintraf und bis zum Herbst 1769 verblieb. Alsdann wurden nach der Bestimmung der Kaiserin die Studien auf der Ritterakademie in Bologna fortgesetzt, und es erstreckte sich der dortige Aufenthalt, nach allerlei Schwankungen in den St. Petersburger Entschlüssen, bis zum Sommer 1773. Wie in Bern wurden auch hier neben den Studien, in welchen mit den Geschichtswerken Voltaires auch die Hauptwerke der Wolffschen Philosophie einen breiten Raum einnahmen, der Umgang in den vornehmen Gesellschaftskreisen und die Übung in ritterlichen Künsten gepflegt. Dem Verkehr in den Bologneser Adelskreisen gab man vor demjenigen mit den steifen Schweizern den Vorzug; noch viele Jahre später ließ der Herzog, der seinen Jugenderlebnissen stets ein treues Gedenken bewahrte, durch den in Italien reisenden Grafen Friedrich Leopold Stolberg den Familien Malvasia und Quaranta Rossi Grüße übermitteln. Auch hat wohl der lange Aufenthalt in Bologna bei dem Prinzen den Grund gelegt zu jenem hochentwickelten Kunstverständnis, dem Oldenburg den unschätzbaren Besitz seiner Gemäldegalerie (im Augusteum) verdankt. Nachdem die Gesundheit des Großfürsten Paul sich befestigt hatte, seine feierliche Großjährigkeitserklärung erfolgt war und nunmehr seine Vermählung bevorstand, gewann es den Anschein, als ob das

Interesse der Kaiserin für ihre jungen holsteinischen Bettern sich vermindert habe, vielleicht auch die Sorge für deren Zukunft ihr eine gewisse Verlegenheit bereite, und es mögen sich daraus auch die in den Korrespondenzen jener Tage leicht erkennbaren Schwankungen in der Durchführung des Studienplanes der Prinzen und die Verzögerungen ihres Aufenthaltes im Auslande über die ursprünglichen Absichten und die unmittelbaren Zwecke der Erziehung hinaus erklären.

Auch in den immer ungeduldiger werdenden Briefen Charlottens von Staal an ihren Gatten¹⁾ begegnen wir unwilligen Reflexen dieser unliebsam empfundenen Schwankungen. „Aber dazu kann ich mich nicht überreden — schrieb sie am 29. Juli 1769 aus Jermakant noch nach Bern — ein Opfer der Welt zu werden, damit sie Beherrscher von besserer Denkungsart haben solle.“ „Davon haben wir nichts, daß die Welt vernünftigerer Regierer habe; ja wenn es nicht zu unserem Schaden wäre, so wäre es gut, aber jeder ist sich selbst am nächsten.“ Und später während der Bologneser Zeit: „Es muß doch einmal ein Ende mit dem Lernen haben. Sie sind ja beinahe so alt, daß sie heiraten könnten. Was soll denn aus ihnen werden?“ „So lange ich lebe, werde ich den Augenblick verwünschen, da man Dich zum Führer der Prinzen gewählt hat, es mag uns so Glücksgüter schaffen wie es will, so ersetzt es mir doch niemals den Verlust Deines liebevollen Umganges. Gott lasse keine menschliche Seele zu solcher Marter mehr geboren werden.“ „Empfiehl mich der Gnade der durchlauchtigsten Prinzen. Ich bete täglich für das Glück der Tage, die sie in der Welt zuzubringen haben. Möchten sie doch ein Segen und Trost der Menschen werden und niemals jemanden so betrüben, wie ich dadurch betrübt bin, daß ich ihnen meinen geliebten besten Freund auf so lange abtreten muß.“ „Meine Geduld ist ganz zu Ende, ich fühle ein mürrisches Geschöpf zu werden, denn die Sorgen, merke ich, machen nicht angenehme Leute.“ „Wird es

¹⁾ Die Briefe Charlotte von Staals (1769—1777) befinden sich im Besitz des Freiherrn von Taube von der Iffen in Weimar, des letzten Besitzers von Jermakant aus der Familie von Taube.



nicht bald ein Ende nehmen mit der Erziehung der Prinzen? Alle wundern sich, schon sechs Jahre, wie lange sollen die noch lernen, wie lange sollen sie denn Kinder sein? Gott mache ein Ende.“ „Die großen Versprechungen, so man Dir tut, erfreuen mich nicht einmal so lange ich sie lese, es sind nur Lockungen, und was wird es denn sein? Vielleicht wird man Dich in eine noch größere Sklaverei setzen als jetzt, und was werden die Wohltaten sein, wenn man die besten Jahre in Kummer und Sorge zugebracht hat, sie werden keine große Freude machen.“ „Es ist mir ganz unerträglich, länger ohne Dich zu sein; Gott sei gedankt, daß ich kein Prinzen-Kind bin, sie müssen gewiß, weil sie andere weltliche Vorzüge haben, von Gott etwas dümmer geschaffen sein, weil sie so viele Zeit brauchen, ihren Verstand zu verbessern.“ „Oft versuche ich und denke, Du willst ganz gleichgültig gegen allen Verdruß werden, allein es will nicht gehen. Und wenn ich so dem ganzen Weltlauf nachdenke, so ist es gar nicht der Mühe wert zu leben, man sorgt und quält sich mit allerlei, und wenn man denkt, nun wird es besser gehen, so kommt der Tod und stört alle Überlegung. Sage nun selbst, ist es nicht wahr?“ „Voller Ungeduld warte ich einmal zu hören, daß die Prinzen reisen sollen und nach Livland kommen. Gott weiß, was noch für Grillen vollzogen werden sollen. Ungeduld, Verzweiflung, Hoffnung, Schmerz und Sorge sind siebenjährige Speise und Nahrung für mich.“ Als im Mai 1773 Charlotte von Staal die durchreisende „große Landgräfin“ Karoline von Hessen, welche mit ihren drei Töchtern zur Brautschau für den Großfürsten Paul sich nach St. Petersburg begab, in Reval begrüßte, sagte diese, sie habe gehört, daß die Prinzen charmante Herren sein sollten, und „wunderte sich, als sie vernahm, daß Du so lange ohne mich zu sehen weg wärest. Ich sagte, es wäre mir auch ganz unausstehlich. Das glaube ich!“ „Ich bin so voll Ärger, daß ich nicht vernünftig denken kann. — Aber, mein Gott, dürfen denn die Prinzen nicht selbst wegen Sich und ihrer Reise schreiben, und wenn man sie nicht herhaben will, so lasse man Dich von ihnen ab. Wie lange sollen sie denn Kinder sein?“ Auch fehlte es natürlich in Riga und Reval nicht an allerlei Klatsch, welcher Charlottens Gemüt zeitweilig beunruhigte,

und in heftigen Worten macht sich ihr Zorn gegen für ihr Mißgeschick vermeintlich verantwortliche Persönlichkeiten, wie den General-Gouverneur Browne und den Grafen Panin Luft: Kommt die „große Frau“ einmal nach Livland, so will sie ihr die Wahrheit sagen.

Dem armen Staal mag während dieser Jahre in der ihm aufgenötigten Kollision der Pflichten gegen Haus und Gattin und gegen das übernommene Amt bisweilen übel zu Mute gewesen sein, zumal Charlotte von Staal während seiner Abwesenheit mit schwierigen und verwickelten ökonomischen Verhältnissen hart zu kämpfen hatte, aber er blieb fest und standhaft auf seinem Posten, bis im Frühjahr 1773 die Kaiserin die Genehmigung zur Rückkehr nach Rußland erteilte; doch verzögerte sich die Abreise noch Monate lang wegen finanzieller Angelegenheiten. In St. Petersburg, wo sie Ende September kurz vor der Vermählung des Großfürsten Paul mit der zweiten hessischen Prinzessin eintrafen, ward den Prinzen ein schmeichelhafter Empfang zuteil, und der Oberst von Staal erntete verdienten Beifall für die glückliche Lösung seiner Aufgabe. Dann endlich — im Oktober 1773 — konnte er nach Terwakant zu der ihn sehnsüchtig erwartenden Gattin zurückkehren und die Leitung seiner eigenen Angelegenheiten wieder in die Hand nehmen. Aber die Gemeinschaft der letzten acht Jahre hatte die menschlichen Beziehungen zwischen ihm und seinem Zögling, dem Prinzen Peter Friedrich Ludwig, so nahe gestaltet, daß mit dem Abschluß der Erziehung seine Rolle in dem Leben des letzteren noch lange nicht ausgespielt sein sollte.

Den beiden Prinzen war St. Petersburg keine neue Bekanntschaft. Elf Jahre waren vergangen, seit sie nach dem gewaltsamen Sturz Kaiser Peters III. mit den Eltern fast wie Flüchtlinge die stolze Newastadt hatten verlassen müssen, an die sich für sie so viele glänzende wie schreckhafte Erinnerungen knüpften — in eine Art Verbannung geschickt durch dieselbe Kaiserin, von welcher sie jetzt die Verfügung über ihre Geschicke zu erwarten hatten. Der ältere Prinz Wilhelm August ward seinen Neigungen entsprechend der russischen Marine zugeteilt und fand im Juli 1774 infolge eines Unfalles an Bord des Kriegsschiffes „Ezechiel“ in der Nähe



von Reval seinen Tod in der Ostsee. Prinz Peter Friedrich Ludwig begab sich nach Bestimmung der Kaiserin auf den Kriegsschauplatz in den Donaufürstentümern und nahm an dem Kriege zwischen Rußland und der Türkei in dessen letzten Stadien nach dem Zeugnis der kommandierenden Generale nicht ohne Auszeichnung Theil. Der Monat September 1774 fand ihn wieder in St. Petersburg, von wo er längere Besuche im Staal'schen Hause in Terwakant abstattete und in den Kreisen des esthländischen Adels durch sein einfaches und leutseliges Wesen Beifall gewann. „Es ist, als ob er mit uns verwandt wäre, das kommt, weil Staal ihn erzogen hat,“ urtheilte eine alte Gräfin. Und es ward dann im höheren Rat beschlossen, ihn eine längere Reise durch die wichtigsten Länder Europas machen zu lassen — vielleicht eine Art Verlegenheitsauskunft der Kaiserin, die eine sonst geeignete Verwendung für ihn zur Zeit nicht fand. Daß der Prinz damals noch nicht daran dachte, seine Beziehungen zu Rußland, auf die er und sein Bruder ihre Zukunft gebaut hatten, zu lösen, geht daraus hervor, daß er Verhandlungen über den Ankauf des Gutes Rayküll in Esthland in der Nähe von Terwakant einleitete. Zu seinem Begleiter auf der beabsichtigten Reise ward wiederum Staal ausersehen, der dem Prinzen diesen Freundschaftsdienst nicht versagen zu können glaubte. Den schweren Kummer Charlottens von Staal über die neue Trennung vermochte auch die liebenswürdige Persönlichkeit des Prinzen nicht zu überwinden.

Die Reise ward im Januar 1775 über Riga und Libau angetreten, berührte dann Berlin, Leipzig, Frankfurt a. M., und führte im Mai durch die Niederlande nach England, wo ein längerer Aufenthalt genommen wurde, der sich auf fast anderthalb Jahre ausdehnte. In diese Zeit fallen die unvorhergesehenen Ereignisse im oldenburgischen Fürstenhause — die Feststellung der Geisteskrankheit seines Veters des Erbprinzen Peter Friedrich Wilhelm und die Einleitung des Verzichtes desselben auf die Regierungsnachfolge im Bistum Lübeck und im Herzogtum Oldenburg —, welche die politische Zukunft des Prinzen Peter Friedrich Ludwig von Grund aus umgestalteten, von der Verbindung mit Rußland loslösten und ihm — zunächst durch die Wahl zum Coadjutor des Bistums Lübeck — den Weg zur Thronfolge in den vom Herzog

Friedrich August beherrschten Landen bahnten. Der längere Aufenthalt in England blieb mit seinen vielseitig fördernden Eindrücken und Erfahrungen ein wichtiger Faktor in der Entwicklung der Lebensanschauungen des Prinzen, und als ein Vierteljahrhundert später seinen beiden eben erwachsenen Söhnen, dem nachmaligen Großherzog Paul Friedrich August und dem Prinzen Georg, die Welt gezeigt werden sollte, legte er besonderen Wert darauf, daß sie vor allem England kennen lernten. In den ersten Oktobertagen des Jahres 1776 verließ er London, besuchte noch die namhaftesten Städte von Flandern und Brabant, nahm einen Aufenthalt von einigen Monaten (Januar bis März 1777) in Göttingen und ließ sich dann nach einem Besuch bei den Verwandten in Gütin, der von peinlichen Eindrücken nicht frei blieb, einstweilen in Hamburg häuslich nieder, von wo aus er in den nächsten Jahren die Sommermonate auf dem von ihm — „um ein chez moi zu haben und ein wenig genauer meine Leute kennen zu lernen“ — erworbenen Besitztum Rastede im Herzogtum Oldenburg, einem alten Lieblingsitz der oldenburgischen Grafen, zuzubringen pflegte. Mit der Niederlassung des Prinzen in Hamburg schlug auch für Staal die Stunde der Befreiung; im September 1777 konnte er nach Terwakant zurückkehren. Ein Versuch des Prinzen, ihn dauernd an sich zu fesseln, war, wie es scheint, nicht unterblieben, aber neben anderen Bedenken auch an der entschiedenen Abneigung seiner Gattin, sich von der baltischen Heimat zu trennen, gescheitert. Aus Terwakant schrieb er am 8. Oktober 1777 dem Prinzen: „Ich bin Gottlob gesund und glücklich in meiner Einöde vor vierzehn Tagen angekommen. Meine Frau war vergnügt über meine Zurückkunft wie die Königin von Frankreich beim Wiedersehen ihres Herrn. Meinen Freunden und Verwandten war ich willkommen, und ich habe das Vergnügen gehabt, zu sehen, daß alles, was von mir abhängt, mich mit Freude wiedergesehen hat.“

Für Charlotte von Staal war die zwei und einhalbjährige Trennung wiederum eine Zeit schwerer Prüfung gewesen, zumal ihr während derselben die wirtschaftlichen Sorgen und die Obhut über den Neubau und die Einrichtung des Herrenhauses in Terwakant allein überlassen geblieben waren. Als bald nach der Abreise des



Prinzen der Generalgouverneur von Esthland in Reval gestorben war, wiegte sie sich eine Zeitlang in der eiteln Hoffnung, daß die Gnade der „großen Frau“ vielleicht den Prinzen Peter an diese Stelle berufen könne. Auch in den Streitigkeiten um die Herzogswürde von Kurland wollte sie dem Prinzen eine Rolle anweisen. Als dieser an Stelle seines geisteskranken Veters zum Coadjutor des Bistums Lübeck gewählt wurde, ahnte sie darin den ersten Schritt zu seiner dauernden Festsetzung in Deutschland und ward von der Furcht ergriffen, daß diese Entwicklung der politischen Geschichte des Prinzen auch ihren Gemahl dauernd dort zurückhalten könne. Ihre Briefe an denselben sind voll von kräftigen Ausdrücken ihrer Verstimmung. „Gott lasse diese Trennung nicht lange währen, das ist der einzige Wunsch so ich habe, daß wir alsdann lange ungestört leben möchten von allem Geräusch entfernt“. „Alles bedauert mich und ist unzufrieden mit Dir. Du dauerst mich, es geht mir ganz erstaunend nahe. Ich nehme jetzt selbst Deine Partei, das ärgert mich, daß sie soviel von mir halten und Dich meinerwegen tadeln, ich kann das nicht ausstehen. Wer mich lieben will, muß durchaus Dich lieben und entschuldigen, denn ich liebe Dich mehr wie mich, das weiß Gott, Du magst es glauben oder nicht, ohne Dich und Deine Liebe und Gesellschaft ist mir die Welt, Freunde und mein Leben nur eine Last“. „Der Prinz selbst ist in Dich verliebt, denn sonst müßte es ihm doch wohl auch einmal einfallen, daß ich mehr Recht auf Dich habe wie Er“. „Wenn ich fünfzig Söhne hätte, sollte keiner dienen. Lieber Feldarbeiten, als sich für große Herren aufopfern. Das ist die größte Thorheit. Ich hätte schon lange keine Geduld mehr gehabt, wenn ich an Deiner Stelle wäre.“ „Das glaub ich wohl, daß der Prinz Dich bittet dort zu bleiben, denn einen so treuen Freund wie Du gegen ihn bist, kann der Herr mit Licht suchen und wird doch keinen finden, ich glaub aber auch, daß Dir Deine Freunde auch lieb sind, Dein jetzt so angenehm bebautes Gut, der gute Garten, der jetzt angelegt wird, sollte Dich das nicht reizen zu Hause zu kommen? In meinem Sinne ist, nächst dem Paradies, nichts so angenehm wie jetzt Serwakant, und nichts ist hinlänglich mich aus Livland zu bringen, das ist mein fester Vorsatz.“

Nach seiner Trennung von dem Obersten von Staal blieb der Prinz mit demselben in einem regen ununterbrochenen Briefwechsel, welcher erkennen läßt, daß es sich in ihren Beziehungen zu einander nicht um Bande konventioneller Art, sondern um ein wahres und inniges freundschaftliches Verhältnis handelte, wie es dem Prinzen in seinem langen, einsamen Leben sonst nur mit seiner Schwägerin, der Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland, seiner langjährigen Freundin und Vertrauten, zuteil geworden ist. Der Briefwechsel mit Staal umfaßt den Zeitraum von 1777—1788; in diese Jahre fallen die wichtigsten Ereignisse im Leben des Prinzen, seine Vermählung, sein Regierungsantritt in Oldenburg, der Verlust seiner Gemahlin.

II.

Prinz Peter Friedrich Ludwig war eine ernste und in sich gefehrte Natur. Ausschließlich dem Kreise seiner Gedanken und seiner Pflichten lebend, unterhielt er zur Außenwelt nur die Beziehungen, welche seine Stellung ihm auferlegte. Deshalb war sein Bedürfnis, an vertrauter, zuverlässiger Stelle sich auszusprechen und mitzuteilen, aber kein geringeres, und so bedeutete das Ausscheiden eines Mannes wie Staal, mit dem er bis dahin alles geteilt hatte, aus seinen Umgebungen für ihn einen schweren Verlust. Diesen Verlust nach Möglichkeit zu ersetzen, dazu sollte die verabredete regelmäßige Korrespondenz dienen, und es ward dieselbe fortan die Stelle, an welcher der Prinz auch zu seiner eigenen Erleichterung seine innersten Gedanken und Empfindungen niederlegte, und an deren Faden seine Erlebnisse während dieses für ihn so bedeutsamen Jahrzehnts sich in seinen eigenen Bekenntnissen verfolgen lassen. Sein Briefwechsel mit dem Freunde, der alles in seinen Kreis zieht, Großes und Kleines, die politischen Lebensinteressen des fürstlichen Hauses, die Schwierigkeiten mit den Verwandten, hohe Politik, Lektüre, Heiratspläne, gesellschaftliche Intrigen, Pferdeangelegenheiten, Sorgen im Haushalt und mit der Dienerschaft und was sonst in der Luft der Zeit und des Tages lag, ward ihm Lebensbedürfnis, und seine Briefe ergingen sich nicht selten in fast schwärmerischen Wendungen, wie sie zwar dem Zeitgeschmack eigen



waren, aber seinem nüchternen, scheinbar eher trockenen Naturell sonst fern lagen; nach der Abreise des Freundes erwartet er sehnsüchtig dessen ersten Brief. den ihm dieser von der Reise aus Danzig schrieb: „Gott weiß, ob ich Ihnen gut bin, möchten Sie doch nur den zehnten Teil meiner Freundschaft kennen, dann würde ich mich glücklich schätzen. Nicht als ob Sie sie nicht kennten, nein, aber es scheint mir unmöglich, daß man den ganzen Umfang derselben faßt.“ „Uns Himmels willen keine Titel, keine Erw., Dieselben zc., ganz natürlich und freundschaftlich, ich bin wirklich nicht so Heilig Römisch Reichmächtig.“ „Zu Hause sind Sie glücklich, ich, wenn ich allein in meinem grünen Kämmerchen bin und an Sie schreibe.“ „Wie lange wollen Sie einen Menschen Ihres schriftlichen Umgangs berauben, der seinen Schatten zur Gesellschaft und die Wände seines Zimmers zu Vertrauten hat.“ „Kurz und gut muß ich Sie ernstlich ausschelten wegen Ihrer ewigen Titulatur. Je weniger Zeit Sie den unnützen Nebensachen eines Briefes geben werden, desto mehr wird Zeit übrig bleiben, mir Ihre Gedanken mitzuteilen, und diese wünsche ich zu erhalten und keine Titel.“ „Das ist mal ein Brief, Entschuldigungen, Titel, da kann man finden, was man will, nur nicht was ich suche, Freundschaft. Künftiges Jahr sind es zwanzig Jahre, daß ich mit Ihnen bekannt bin, und noch kennen Sie mich nicht.“ „Ich danke für jedes freundschaftliche Wort Ihres Briefes. Es ist Lebensnahrung und Sie wissen, in welcher Teuerung ich hier bin. Doch keine Klagen über das, was man nicht ändern kann.“ „Für mich wünsche ich nur Ihre Freundschaft. Möchten Sie so glücklich sein, als Sie es verdienen, so werde ich nie ganz unglücklich sein; sind Sie mein Freund, so bin ich reich und, was mehr, zufrieden, und sehe ich mich dann verkannt und meine Absichten, Endzwecke und Mittel getadelt, so muß die Abneigung für das, was mich umgibt, mich nebst Herz und Gewohnheit zu dem führen, den ich ewig lieben und schützen werde.“ „So Einen Freund zu haben, versüßt das Leben, und dann komme man und sage, daß Eins eine kleine Zahl sei, nein, ich habe zwar nur einen Freund, aber auch nur ein Herz, und dieses ist voll von ihm.“ „In meinen Jahren, wo man in aller Kraft zum Wirken ist, fühlt der Geist, wenn er nicht durch Arbeit überhäuft wird, daß

ihm seine Hülfe zu enge ist, auf keiner Seite kann er mal seine Empfindungen ausgießen, was bleibt ihm übrig als sich in sich zu kehren? Sie sind die einzige Zuflucht, ist es denn ein Wunder, daß Sie mit Briefen überhäuft werden? Es kommt mir meine Situation als die eines Gefangenen vor, dem keine andere Aussicht in die vor ihm liegende schöne Gegend übrig bleibt, als heimlich durch eine Ritze, durch die er doch nur einen verstoßenen Blick wagt.“ „Wenn Sie wüßten, wie einsam ich in dieser Sterblichkeit bin, Sie vergnügten mich öfter, etwas von Ihrer Hand zu sehen. Sie sind wirklich der Einzige auf Erden, mit dem ich nicht alleine bin, die übrigen alle Gott weiß, sind Menschen, aber nur dies, ich möchte für Jeden, ich weiß nicht was tun, aber nur nicht mit ihnen umgehen. Was mir zeigt, daß ich nicht Unrecht habe, ist, daß sie sich selbst untereinander so wenig zugetan sind.“

Der Aufenthalt in Hamburg war dem Prinzen nicht zusagend. Nachdem durch den Gang der politischen Begebenheiten seine Zukunft mit den Geschicken des Oldenburger Landes sich so eng verknüpft hatte, hätte es vielleicht näher gelegen, an die Wahl von Oldenburg oder von Gutin zu denken. In Gutin, „wo Alles wie Kacke und Hund lebt und die Privatfeindschaften aufs Höchste gestiegen sind“, „keine Möglichkeit;“ „in Oldenburg möchte ich wohl wohnen, aber wie wäre das einzurichten bei der bekannten Salossie des Ministers; mein Landhaus lasse ich nach und nach zurechtmachen; aber das ist für sechs Monate, den Winter aber wo bringt man den zu?“ So war die Wahl auf Hamburg gefallen, zunächst wohl wegen der Nähe von Holstein, vielleicht auch, weil sich für den Prinzen mannigfache Jugenderinnerungen an Hamburg knüpften, wo seine Großmutter von mütterlicher Seite, die Herzogin Albertine Friederike, gelebt und er selbst zeitweilig mit den Eltern sich aufgehalten hatte; aber Hamburg ist ihm „ein kostbarer und unangenehmer Ort“, eine Stadt mit einer „strohernen Gesellschaft“; den dortigen literarischen Kreisen, in welchen noch der Geist Lessings und Klopstocks lebte, wird er bei seiner Zurückhaltung nicht näher getreten sein, obgleich Reimarus sein Arzt war. Gelegentliche Begegnungen mit fürstlichen Persönlichkeiten, welche Hamburg besuchten, waren ihm unbequem. Über die Kreise, mit denen er in Berührung

kam, urteilt er: „Man redet hier bekanntlich von Nichts, und so kann ich auch von Nichts schreiben, was laufend in dieser kleinen Welt wäre. Überhaupt kennen Sie einen Ort, wo Leute weniger etwas sind als hier?“ „Kaum kann man sich selbst von dem abscheulichen Strudel hiesiger Dinge retten. Wer bei dem Projekte ein Jahr in Göttingen zuzubringen geblieben wäre, wäre kein Schöppestedter gewesen.“ „Von meiner Art zu leben ist nichts zu sagen. Aber was ist Umgang ohne Menschen? Wenige Leute können sich zwischen vier Mauern vergnügen und leben wie ich.“ „Meine Einsamkeit ist so mißhandelt, daß man kaum merkt, daß ich ein Philosoph bin.“ „Ich lebe aus Anstand mit diesen Leuten, tue wenig oder nichts und bin mit mir selbst nicht zufrieden. In Oldenburg haben wir, ich versichere es Ihnen, weit artigere Leute, die mehr Verstand und Wissenschaft besitzen als hier, doch muß man über das nicht klagen, aber Ihnen muß ich es klagen.“ Im Stammlande Oldenburg hatte der Prinz im Sommer 1777 (in Begleitung der Eutiner Herrschaften „Ich leugne nicht, nie ist mir ängstlicher bei einer Hofexpedition gewesen als bei dieser“) einen ersten Besuch abgestattet, sich auf ausgiebigen Fahrten örtlich orientiert und die Verhandlungen wegen des Erwerbes von Rastede eingeleitet. Nach Eutin führten ihn von Zeit zu Zeit Pflichtbesuche; dem alten Herzog Friedrich August war er in aufrichtiger Zuneigung ergeben, während das Verhältnis zur Herzogin, seiner Tante, ein gespanntes und schwieriges war, da dieselbe an der Erwartung völliger Wiederherstellung des auf dem Schloß in Ploen untergebrachten geisteskranken Sohnes festhielt und trotz des Darmstädter Mißerfolges sogar neue Heiratsprojekte für denselben schmiedete. Auch gegenüber dem Minister Grafen Holmer verhielt er sich zurückhaltend. „Meine Rolle hier ist überhaupt diese, daß ich mich um nichts kümmere, aber auf alles achte, dadurch fürchten sie sich alle vor mir wie vor ihrem Präceptor.“ „Langeweile herrscht auf allen Gesichtern und Leere in allen Köpfen. Ich arbeite, was ich verstehe und kann. Für nichts bin ich besorgter, als meinen Mitmenschen durch meine Launen lästig zu werden.“ „Mit was für Leuten muß man doch leben, und was für welchen muß man doch schmeicheln! Psui des garstigen Handwerks, für Galle, die ich ent-

decke, Honig zu geben und für Betrug und Lüge Aufrichtigkeit und Wahrheit, wer da nicht den Wunsch empfindet, den gordischen Knoten wie Alexander aufzulösen, dessen Seele ist des Namens nicht wert.“

„Holmer bat mich einmal nach Cutin zu kommen, um den alten Herzog vor seinen Peinigern zu schützen; doch bin ich noch nicht entschieden, denn ich bin bange, daß der Orkan hernach meiner Wenigkeit auf den Pelz fallen wird.“

„Ich gehe meistens nur nach Cutin, wenn ich glaube, daß die Reibung zu stark wird und also bloß um eine fremde Materie hineinzubringen. Bei einer jeden Anwesenheit ist es Gebrauch, daß ich eine Wallfahrt nach Bloen mache, und dieses ist freilich nicht der angenehmste Teil derselben.“

Den unseligen geisteskranken Better, den Zögling Herders, pflegte der Prinz, wenn er nicht in religiöse Grübeleien vertieft war oder sich selbst das Abendmahl reichete, mit weiblichen Handarbeiten z. B. der Anfertigung von Fliegenetzen für seinen alten podagratischen Vater beschäftigt anzutreffen.

„Die Herzogin — schreibt der Prinz eines Tages an Staal — hat mir aufgetragen, Ihnen ihr schönstes Kompliment zu machen und Sie zu fragen, ob Sie nicht ein Mittel wüßten, ihren unglücklichen Sohn wieder herzustellen. Gott weiß, mein Herz bedauert beide Eltern äußerst, aber Mittel sind nur in Gottes Hand. Meine Tante — der Prinz scheint demnach den Auftrag nicht nur als eine boshafte Ironie aufzufassen — hat es aber gewollt, und ich trage Ihnen die Sache vor. Gern hätte ich geantwortet, daß Ihre Geschicklichkeit sich nur auf die Halbgescheuten erstrecke, die ganz Tollen aber über derselben wären.“

Ein von dänischer Seite ihm zugestüßtes Anerbieten, den geisteskranken Better, wenn er zu unbequem werde, auf ein entlegenes festes Schloß in Jütland zu überführen, ließ der Prinz aus Rücksicht auf die Empfindungen seiner Tante unbeachtet.

Gegen den Minister Grafen Holmer, dem er in Cutin gelegentlich begegnete, unstreitig einen der bedeutenderen kleinstaatlichen Staatsmänner jener Zeit, bestand damals bei dem Prinzen eine gewisse Voreingenommenheit, die erst später einer verdienten und aufrichtigen Wertschätzung Platz machte.

„Graf Holmer ist aufs äußerste verhaßt und dieses wegen seines außerordentlichen Hochmutes, der denn auch wirklich die Grenzen dessen übersteigt, was zu ertragen ist. Ich halte den Mann für brauch-

bar, aber mit erstaunenden Einschränkungen, und ob er welche anzunehmen imstande ist, ist eine andere Frage. Er dünkt sich nicht weniger als Vergennes und Pitt, dabei stolz und geschmeidig wie ein Pfaffe.“ Um so erfreulicher war dem Prinzen eine erste Götiner Begegnung mit dem Grafen Friedrich Leopold Stolberg, zu dem er im späteren Leben in nahe Beziehungen treten sollte — „ein Autor, Übersetzer Homers, Freund von Klopstock und das Muster und Urbild männlicher Schönheit und Tugend bei Lavater. Ich halte ihn für einen ehrlichen Mann, äußerst unbestimmt über seine Handlungen, äußerst bestimmt über Grundsätze, voll jugendlichem Feuer, der nach Beifall läuft und dadurch oft denjenigen biederemännischen Charakter verleugnet, dem er doch geschworen zu haben scheint, kurz ein Mensch, aus dem Gelegenheit viel Gutes machen kann, und der in schlechter Gesellschaft äußerst erniedrigt und ganz verdorben werden kann. Der Mann ist sehr nach meinen Absichten zu gebrauchen; wenn ich selbst nur nicht so jung wäre und den verschiedenen Gegenständen, die mir vorkommen, nachgehen könnte, meine ganze Situation ist aber so zerstückt, daß eine gewisse Folge mir schwer wird.“ „Projekte — schreibt der Prinz aus Hamburg — sind Früchte des Winters, und ich bin ein sehr fruchttragender Baum.“ Vor allem sind es Projekte größerer und kleinerer Reisen, welche ihn in der winterlichen Einsamkeit seines grünen Kämmerchens beschäftigen. Eine Reise nach Kopenhagen und nach Stockholm zur Vorstellung bei den dortigen Höfen wird geplant. Aber den Lichtpunkt in seinem Dasein bildet doch der sommerliche Aufenthalt in seinem „lieben Rastede“, wo seine Bautätigkeit ihn angenehm in Anspruch nimmt. Der erste Brief von dort ist vom 13. Juni 1779. „Ich bin auf Rastede und pflanze Kohl. Läge Rayküll — seine esthländische Besitzung — um dieses Haus, so wäre ich zufrieden, und wäre Serwafant nur so weit von Rastede wie von Rayküll, so wäre ich glücklich.“

Bei dem Alter und der körperlichen und geistigen Hinfälligkeit des Herzogs Friedrich August konnte die Berufung zur Regierungsnachfolge jederzeit an den Prinzen Peter Friedrich Ludwig herantreten, und es war deshalb natürlich, daß er den Angelegenheiten der künftig von ihm zu regierenden Lande schon jetzt ein



tätiges Interesse zuwendete; gern nahm er dem schwerfälligen Oheim, wenn dieser es ausnahmsweise zuließ, die Behandlung besonders unangenehmer Sachen, wie der mit Dänemark entstandenen Schwierigkeiten auf dem Gebiete des Zollwesens, ab. Vor allem lag ihm am Herzen, an den maßgebenden Stellen in St. Petersburg die gute Meinung für Oldenburg-Gutin zu erhalten; dabei handelte es sich namentlich darum, die künftigen Ansprüche Oldenburgs auf die Herrschaft Sever insbesondere gegen Anfechtungen von anhaltinischer Seite sicher zu stellen. In seinem Freunde Staal glaubte der Prinz den geeigneten Vertreter seiner Anschauungen zu finden, und er veranlaßte ihn deshalb zu einer Reise nach St. Petersburg, wo er mit den maßgebenden Stellen in seinem Interesse sich in Verbindung setzen sollte. Nach Staals Rückkehr nach Serwatant schrieb ihm der Prinz aus Hamburg: „Die Gesinnungen des Großfürsten gegen mich sind mir nicht allein sehr angenehm, sondern auch sehr schmeichelhaft. Doch bliebe nur ein Wunsch zu vernehmen übrig, so möchte ich gern, daß sich sein Projekt auf Kurland in eines auf Ostfriesland verwandeln möchte, und hierzu wären vielleicht noch Mittel und Wege übrig, doch ist die Sache noch frühzeitig, ich meinerseits wünsche es von ganzem Herzen, und wenn ich die jetzigen Zustände in Deutschland überdenke, so muß ich wünschen, mein Haus auf solchem Fuß zu sehen, daß man auch ein Wort mitreden kann, denn in den jetzigen Angelegenheiten — es waren die Tage des bayerischen Erbfolgekrieges — sieht man es gar zu deutlich, was der Kaiserliche (Wiener) Hof für kolossalische Begriffe von seiner Macht hat; und wenn Oesterreich das Uebergewicht in Deutschland auf solche Art bekommen sollte, daß es so eigenmächtig handeln könnte als es gerne will, so ist es mit Deutschlands Freiheit und Glückseligkeit aus. Doch dieses steht freilich noch nicht so bald zu besorgen, denn so lange Friedrich — auch den „großen Fritz“ nennt der Prinz gelegentlich den König — lebt, so wett' ich auf seine Hand — ganz Deutschland ist jetzt für ihn, da das Haus Oesterreich so eigenmächtig und ungerecht handelt.“ Es wird hier zum erstenmal der Gedanke einer Vergrößerung Oldenburgs durch Ostfriesland angedeutet — ein Gedanke, der sich nach den Freiheitskriegen zu einer politischen Aktion zuspitzte, die aber auf dem Wiener

Kongreß an übermächtigen Umständen scheiterte. Über seine eigene Stellung zu den kriegerischen Weltbegebenheiten schreibt der Prinz einmal: „Ein Jeder muß das zu verteidigen wissen, was er soll, und dann ist sein Mut Tugend, aber wer wie Werner zum Prinz Heraclius geht, ist nicht mein Mann. Ich hätte mich mit Freuden einem Stande gewidmet, zu dem ich bestimmt war, und zu dem ich vielleicht weniger ungeschickt als zu manchem andern bin, nun ist mein Schicksal geändert, und darum hielte ich es für einen Gräul, aus eitler Ruhmessucht mich Gefahren bloßzustellen, die ich nicht fürchte, und die mir zu fürchten scheinen, sobald keine Pflicht mich auffordert sie zu verachten.“ Auch sonst spiegeln sich in den Briefen die Zeitereignisse des Jahrzehnts wieder, der Eindruck, den der Aufstand der nordamerikanischen Kolonien gegen England in Hamburg machte, die Vorgänge in den Niederlanden, die kriegerischen Verwicklungen zwischen Rußland und Schweden u. Über die politisch-parlamentarische Lage in England im Jahre 1784 spricht sich der Prinz folgendermaßen aus: „Ich schäme mich der Engländer, ich glaube der Patriotismus ist in Konstantinopel so groß wie in London, man redet wohl von public spirit, aber man hat bloß spirit of parti. Welcher elenden Sophismen sind die öffentlichen Reden voll, welche erbärmlichen Gründe und hinterlistigen Maßregeln, welche Feinheit, die Krone in die Not zu setzen, und welche Schamlosigkeit, für sich selbst zu arbeiten. Pitt ist ein edler Mann, schade für England, wenn er nicht durchdringen sollte. Eine Constitution mag Namen haben welchen sie will, so ist sie gut, wenn man seine Kräfte vereint zum Besten Aller; wenn dies aber nicht der Fall ist und man nur sich sucht, so ist die beste ein durchlöcherter Sieb.“ Und über den reformfreundigen Kaiser Josef II.: „Joseph sucht ganz neue, ganz seltsame Wege, doch kann nur der groß sein, der dem wahren Endzweck seines Daseins folgt, und ob dieser große, dieser erhabene Trieb sein Herz belebet, das weiß ich nicht, will's nicht bezweifeln, kanns aber auch nicht bejahen.“

Wie bei seiner Lage natürlich, stand im Vordergrund der Gedanken des Prinzen und demnach auch seiner Briefe die Heiratsfrage, die ihm eine rein politische Frage ohne jegliche Beimischung



von Sentimentalität war. Nachdem er erkannt hatte, daß ihm seine Pflicht gegen sein Haus und sein Land diesen Schritt gebot, war er entschlossen ihn zu tun und hielt es nur für nötig, die Vorbereitungen zu demselben in Geheimnis zu hüllen, um nicht zügellose Heiratsprojekte seiner Tante für ihren unglücklichen Sohn zu entfesseln; von einer angeblich möglichen Partie des unseligen Prinzen mit einer Gräfin Leiningen, einer Kousine der verlassenen hessischen Prinzessin Charlotte, hatte man schon geredet. Auch bedrückte den Prinzen das Gefühl, daß ihm die Sache wenig lag: „Ich bin kein Courmacher.“ „Es sind noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, die Bloenischen nicht ausgenommen.“ „Ich glaube nicht, daß man mich für einen Grillenmacher ausgeben kann, aber Sie wissen, wie der Grund ist.“ „Bei mir findet eine Verhärtung des Herzens statt, wofür kein Schneiden noch Beizen hilft. Sie werden mir mit Jenem antworten, daß Sie keine gute Meinung von dem hegen, der nicht verliebt werden kann, und ich werde Ihnen eingestehen, auch ist meine eigene Hochschätzung meiner selbst nicht die größte in diesem Punkt, ein lebhafter Freund bin ich aber, für wärmere Namen ist mein Herz verfroren.“ Trotz dieser Momente eines gewissen innerlichen Widerstrebens drängte noch ein Umstand zu einer Beschleunigung der Entschliebung, derjenige nämlich, daß der Prinz als nunmehriger Erbe eines Herzogtums eine glänzende Partie, ein umworbener Gegenstand für allerhand Heiratspläne anderer geworden war. Besonders unbequem war ihm der von einflußreichen Stellen betriebene Plan, ihn mit der verlassenen Braut seines unglücklichen Veters, der Prinzessin Charlotte von Hessen, zusammenzubringen. Auch an Zudringlichkeiten von anderen Seiten fehlte es auf dem Gebiet der Heiratsfrage nicht. So ließ sich eines Tages in Hamburg ein vornehmer Pole, Graf Massalski, Bischof von Wilna, bei ihm melden und bot ihm eine sechzehnjährige Nichte, eine junge Dame mit reichem Einkommen, die sich noch in einem französischen Kloster befand und angeblich von einem lothringischen Prinzen umworben wurde, zur Lebensgefährtin an — ein Anerbieten, welches leicht mit der Wendung abgewehrt werden konnte, daß es im Oldenburgischen Hause noch nie eine katholische Fürstin gegeben habe, und daß dieselbe im Bistum als Gemahlin



eines protestantischen Prälaten erst recht undenkbar sei¹⁾; die verschmähte junge Dame aber, Helene Massalska, war die nachmalige, durch Schönheit, Geist und abenteuerliches Leben weltbekannt gewordene Gräfin Helene Potocka²⁾, deren anmutiges Bildnis eine berühmte Zierde der Dresdener Galerie ist und dem Beichauer noch heute von den Schaufenstern zahlloser Kunsthandlungen entgegenblickt.

In seiner „zerstückten Situation“ war es dem Prinzen ganz recht, daß man sich seiner Heiratsangelegenheit von anderer Seite mit Energie in einer Richtung annahm, die seinen Wünschen im allgemeinen entsprach, und zwar war die Stelle, von welcher dieser Anstoß ausging, keine geringere, als der Großfürst Paul und seine zweite Gemahlin, geborene Prinzessin von Württemberg-Mömpelgard. Von St. Petersburg aus ward dem Prinzen geraten, „einige deutsche Höfe zu besuchen, um gelegentlich Bekanntschaft zu machen.“ Dabei ward ihm schwerlich ein Zweifel darüber gelassen, daß man zu diesen Höfen auch denjenigen von Mömpelgard rechnete, wo im elterlichen Hause der Großfürstin noch zwei jüngere, freilich noch im Kindesalter befindliche Schwestern lebten. Der Prinz meinte zwar, der Vorwand eines Besuchs an deutschen Höfen sei zu „handgreiflich.“ „Wozu jetzt sich um eine Person bewerben, welche erst in vier Jahren in dem gehörigen Alter ist?“ „Aber freilich, um anderen etwa zuvorzukommen, das würde so unrecht nicht sein.“ So ward denn der Plan einer großen Reise durch Frankreich mit einem Schlusaufenthalt in Paris festgestellt, und auf dieser Reise sollte unauffällig den württembergischen Herrschaften in Mömpelgard ein Besuch abgestattet werden, nachdem man sich vorher in St. Petersburg vergewissert hatte, daß andere Bewerber um die jungen

¹⁾ Der Prinz ließ dem Grafen Massalska zugleich bedeuten, daß in seinen demnächstigen Landen nur Kinder von Fürstinnen aus regierenden Häusern nachfolgen könnten — ein unverwerfliches Zeugnis für die Geltung des strengen Ebenbürtigkeitserfordernisses im Oldenburgischen Fürstenhause (der jüngeren Gotorper Linie), welches man neuerdings im Welsburg-Prozeß anzuzweifeln versucht hat.

²⁾ Lucien Perey, *Histoire d'une grande Dame au XVIII. siècle* (Hélène Potocka). Paris.



Prinzessinnen noch nicht aufgetreten seien. Die Reise ward auf das Frühjahr 1778 festgesetzt. Vor der Abreise (20. Mai) schüttete der Prinz dem esthländischen Freunde sein Herz aus: „Sie kennen mich, mein bester Freund, Sie wissen also auch, wie ich über den Punkt denke, um den ich reise. Sie werden also leicht denken, daß ich nicht ganz so ruhig meine Reise antrete, als wenn ich nach Yorkshire ginge. Es ist eine der wichtigsten Begebenheiten des menschlichen Lebens; ist man glücklich, so muß man es recht sehr sein, hievon lasse ich Sie, bester Staal, urtheilen; ist man es nicht, so muß man recht sehr das Gegentheil sein, hievon ist mein armer Onkel ein klägliches Exempel. Welches mein Loos sein wird, weiß Gott; soviel ist gewiß, daß für mich noch weniger Mittelstraße sein wird, als für jeden andern, doch Hoffnung ist des Menschen beste Gabe, und ich reise gar nicht mit dem mir so oft vorgenommenen kritischen Auge ab, sondern vielmehr mit einem auf gute Eigenschaften spähenden. Ich hoffe, mein Bester, daß ich mir in dieser Angelegenheit auch gleich sein werde und aufrichtig prüfe ohne Parteilichkeit; soll mein Schicksal sein, mehr als Fürst wie als Mensch zu handeln, so sollen Sie mich wohl bedauern, aber nicht verachten können. K. hat wohl recht, wenn er unter meine Fehler rechnet, daß ich nicht verliebt werden könnte, ich gestehe es, aber nur Ihnen, daß ich sehr wenige Frauen kenne, die bei mir den Wunsch hätten rege machen können, mich zu bessern, dem ungeachtet will ich mich womöglich bessern. Stellen Sie sich mich als Liebhaber vor, und Sie werden lachen; und stellen Sie sich mich ohne Liebe verheiratet vor, und das Lachen wird Ihnen sowie mir vergehen. Doch ich mag hieran gar nicht denken, und Philosophieren hält hier auch nicht Stich. Mein Herz soll meinem besten Freund offen sein, und sollten keine Empfindungen es je teilen können, sei es in Pflichten eingehüllt, das einzige Wort, das man dem von Empfindung beisetzen kann. Nun schelten Sie nicht, mein wertester Freund, über mein Testament, denn ich glaube es ganz vernünftig, vielmehr bedauern Sie Menschen, die Testamente machen müssen, wenn sie vernünftig sein wollen. Doch mein Gewäsch muß dem überdrüssig fallen, dem es eine Torheit sein muß, sich vor dem zu fürchten, davon er das Gegentheil besitzt, doch, mein Bester,



ein Glück für Sie, daß ich nicht verliebt bin, sonst wäre des Schreibens kein Ende. Aus Mömpelgard sollen Sie Worte der Wahrheit von mir haben, möchten sie auch Worte des Heils für Ihren Freund sein.“

In Mömpelgard fand der Prinz bei dem Herzog Friedrich Eugen, der, wie es ihm schien, „von Rußland aus etwas vorbereitet war,“ freundliche und entgegenkommende Aufnahme, ward von demselben auf seinen in der Nähe gelegenen Landsitz Etupes eingeladen, „Ich mag mich gar nicht gern in derartige Slavereien begeben, mußte es aber doch annehmen,“ und verbrachte dort als Gast der fürstlichen Familie — die Herzogin befand sich in den Bädern von Plombières — einige Tage. Über seine dortigen ersten Eindrücke schreibt er an den Freund: „Ich muß nun ein Wort von den beiden Prinzessinnen sagen, Friederike, die älteste, wird in diesem Monat dreizehn Jahre voll, sie ist für ihr Alter klein und wird in allen Stücken noch für ein Kind angesehen. Wenn sie auswächst, kann sie von einer ganz artigen Figur werden; sie ist nichts weniger als hübsch, nicht einmal angenehm von Gesicht, sie hat ein paar schöne Augen u. Die jüngere, Elisabeth, ist ins elfte Jahr, sehr klein, von einem munteren offenen Wesen, blond und von einer sehr schönen Haut, sie hat vor sechs Monaten die Blattern gehabt und leidet seit der Zeit täglich durch eine Art von Geschwüren mit stoischer Verleugnung. Was das Gemüt beider Kinder angeht, so glaube ich, daß die älteste Verstand, ein wenig Eigendünkel und Eigensinn besitzt, die jüngste denjenigen Witz, der aus einer leichten Gabe zum Fassen entspringt, und eine große Gabe sich zu attachieren. Dies sind ungefähr diejenigen Züge, die von außen den Charakter dieser Kinder ausmachen. Sie wissen, daß ich überhaupt nicht vom Innern der Menschen im ersten Augenblick urteile, und es ist zu gefährlich es zu unternehmen.“ Daß durch das Alter der Kinder ein förmlicher Antrag ausgeschlossen war, lag auf der Hand, doch verhehlte der Prinz dem Vater nicht, „daß er seine Familie für ein Muster der Erziehung halte,“ bat in brieflicher Verbindung mit ihm bleiben zu dürfen, stellte seine Wiederkehr in Aussicht und stattete auch der Herzogin, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie „voix en chapitre“ habe, in



Blombières einen Besuch ab und fand in ihr eine „lebhaft geistreiche Dame“ mit ausgeprägten Charaktereigenschaften. Dann begab er sich nach Bern und verlebte dort, alte Erinnerungen auffrischend und in regem Verkehr mit alten Bekannten, in deren Kreise auch Staals lebhaft und freundschaftlich gedacht wurde, angenehme Tage. „Um die Asche Albrecht von Hallers zu verehren,“ dessen Todesanzeige er in Hamburg mit tiefer Bewegung empfangen hatte, — „Sie können nicht glauben, wie ich an diesem Manne hing, obgleich meine Bekanntschaft mit ihm nicht sehr genau war, er ist mir durch so manches tief ins Herz geschrieben und wird lange tief darin bleiben“ — fand er dort lebendige Beziehungen und viele freundliche Anklänge aus alter Zeit, die ihn erfrischten und aufheiterten.

Aus Bern schrieb der Prinz an den Großfürsten und die Großfürstin über die Eindrücke von Etupes und Blombières und über seine Zukunftswünsche. Auch schrieb er an einen alten St. Petersburger Vertrauensmann, Etatsrat von Krook: „Nachdem ich mein Vaterland verlassen, bin ich durch die schönsten Teile Deutschlands gereist und habe mitten in Frankreich eine deutsche Provinz besucht, die ich mit Vergnügen mein Vaterland nennen möchte. Sie begreifen, daß ich von Mömpelgard rede; das Land ist äußerst schön und die Einwohner noch besser, und seine Fürsten sind nach altem deutschen Brauch dieses Namens wert. Jeder hat eine verehrungswerte und angenehme Familie und das ohne Ausnahme, die würdigsten Eltern und angenehmsten Kinder, nur haben diese einen Fehler, den jedoch die Zeit verbessern wird, sie sind sehr jung! Ich freue mich diese Reise unternommen zu haben, sie ist in Absichten nicht nur angenehm, sondern ich hoffe auch für die Folge meinem Endzweck gemäß gewesen, vor der Hand kann ich nur schweigen und das Gesehene rühmen. Der lieben Ruhe halber darf ich auch noch nichts von gemachten Projekten merken lassen, Sie kennen uns und unsere Fehler und wissen, daß, wenn man meine Absichten auch nur im Entferntesten merken könnte, so würde man uns gefunden Teil der Familie gleich mit Projekten für den kranken Teil heimsuchen, es ist also besser, wir tun eines der Karthäusergelübde, doch ohne die andern.“ Und an Staal: „Meine conversations mit dem Prinzen gingen meistens auf meine

Glücksstände und teils auf meine Situation. Er erkundigte sich mit einer Genauigkeit, die, wenn wir uns nicht über einen dritten Punkt gleichsam zu sprechen verstanden hätten, unbescheiden gewesen wäre. Ich tat ihm Genüge über alles, was er zu wissen verlangte, und stellte ihm meine ganze Situation vor Augen und zwar ohne Schleier. Ich schilderte ihm den Charakter des Herzogs und meiner Tante und ließ auch einige Sachen von H. (Holmer) einfließen. Gelegentlich ward bemerkt, daß man mich mit der Prinzessin Charlotte von Hessen-Darmstadt zu verheiraten gesucht, daß ich es aber für ungeziemend gehalten hätte. Man lobte meine délicatesse über diesen Punkt. Ich bemerkte ihm auch, daß ich alle möglichen cautiones brauchen müßte, und daß man in meinem Vaterlande nichts merken sollte, daß ich mit Heiratsabsichten umginge und dieses wegen meiner Tante. Er lobte meine Vorsicht. — Noch eine Generalbeobachtung, die mich angeht, ist diese, daß ich nicht glaube das Glück gehabt zu haben zu gefallen. Vielleicht dem einen oder dem andern, aber nicht généralement. Eine Sache, die mich aber wirklich gefreut hat, ist, daß ich auch habe bemerken können, daß man die Prinzess über meine Absichten preveniret hatte. Nun müssen Sie auch meine Projekte wissen. Erstlich welche von beiden. Wenn ich warten könnte, so wäre es die jüngste, und kann ich es nicht, so sei es die älteste. Ich weiß, wie Sie denken, haben Sie darum keine schlechte Meinung von mir, es ist ganz verschieden, für sich zu handeln oder nach gewissen Absichten. Die ganze Sache wäre eine Materie zu einem weitläufigen Discurs, aber nicht zu einem Brief.“ Dem Herzog Friedrich Eugen schrieb der Prinz für die Aufnahme in Etupes dankend: *Je ne suis point courtisan et encore moins flatteur; je puis donc avec l'espoir d'être cru faire compliment à Votre Altesse Sérénissime sur Sa Famille qui en vérité doit Lui causer le plus grand plaisir.*“

Von Bern aus unternahm alsdann der Prinz seine große Reise durch Frankreich, welche ihn in eine Reihe bedeutender Städte führte und mit Paris abschloß, wo ein Aufenthalt von zwei Monaten genommen wurde. Unterwegs beschäftigte ihn wie begreiflich seine Heiratsangelegenheit unausgesetzt. In einem Brief an Staal aus Avignon fühlt er das Bedürfnis, sich ihm gegenüber

nochmals über die Sache auszusprechen, und bittet ihn festzuhalten, daß „die Prinzessin Friederike meinen völligen Beifall gehabt hat, und daß ich mit der Absicht umgehe, mich um dieselbe zu bewerben, daß ich mich über diesen Punkt nicht gleich declariert habe, nämlich öffentlich, um meine Tante zu verhindern, keine ähnlichen Projekte für ihren Sohn zu machen, und daß ich nicht in dieser Sache so rasch zu Werke gehe als ich gerne möchte, erstens, weil sie selbst noch zu jung und zweitens ich noch keinen Aufenthalt für sie habe. Es blieb mir also nur der Weg übrig, mich heimlich um sie zu bewerben, und dies soll geschehen. Mein Wunsch wäre bloß, die Versicherung vom Herzog zu haben, daß, wenn meine Familie nichts dagegen hätte, er es zufrieden wäre. Uebers Jahr würde ich eine Reise tun sie abzuholen.“ Und aus Paris: „Wenn Sie, mein bester Freund, sich vielleicht über die Gleichgültigkeit wundern, womit ich mich zu dieser Sache anschicke, so muß ich mich zur Rechtfertigung meines eigenen Charakters über diesen Punkt erklären. Meine Vernunft sagt mir, die Sache sei nützlich, dieser Stimme gehorsam biete ich die Hand zu dem, was meiner Situation dienlich. Meinerseits bin ich überzeugt, daß ich unfähig bin, jemanden unglücklich zu machen; kann ich nicht ein Werkzeug sein, um glücklich zu machen, so werde ich doch aus Vorfaß nie das Gegenteil tun. Ich kann also einzig in Gefahr stehen, und dieser Gefahr entgehe ich dadurch, daß ich auf alles eigene Glück Verzicht tue, indem ich über mich nehme, für das Glück anderer zu sorgen. Was überdem kommt, ist eine Gabe Gottes, für die man danken muß wie für den Regen, der vom Himmel kommt. Ich habe nicht die Gabe, mir Romane zu schmieden, um glücklich zu sein, und mein Grundsatz ist, daß der immer glücklich sein wird, der stark genug im Gemüte ist, um des Zeugnisses seines guten Gewissens zu genießen.“ „Sie kennen die verschiedenen Seiten meines Charakters besser als ich selbst. Sie müssen also wissen, daß ich ein so ganz ehrlicher Mensch bin und daß ich mir aus der Erfüllung meiner Pflichten die erste Angelegenheit mache. Ueberdem reden Sie mir von keiner Glückseligkeit, wir sind nicht dazu geboren und geschaffen, wir haben Pflichten zu erfüllen, das kann geschehen, ohne das zu finden, was man gewöhnlich in dergleichen Verbindungen sucht, und

es scheint mir noch eine streitige Frage, ob es besser ist eine Frau zu haben, die man liebt, oder nicht, bei ersterer geschieht öfters ihr Wille, bei letzterer immer des Mannes.“

Der Aufenthalt in Paris bot dem Prinzen mannigfaches Interesse, war ihm aber nicht sympathisch. „Der überall sehr auffallende Nationalcharakter ist nicht angenehm, besonders für jemand, der das Ernsthafte und Natürliche liebt.“ „Nichts mißfällt mir mehr als das Pariser Getümmel, und wie sehr sehne ich mich nach der Ruhe meines bewußten grünen Kämmerchens.“ Zudem hatte er das Mißgeschick in seinem Hotel (Hôtel de la Reine, rue neuve des bons enfants) mit „den einzigsten Menschen in ganz Deutschland“ zusammenzutreffen, „mit denen ich nicht unter einem Dach unter bewußten Umständen sein möchte,“ dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt und seiner Gemahlin, den Eltern der von seinem Vetter verlassenen, nunmehr ihm zugedachten Braut „als ob ganz Paris zu klein für uns beide wäre.“ Man begegnet sich höflich und artig, der Prinz hat das Gefühl, immer am Rande einer peinlichen Auseinandersetzung zu stehen, und erbittet sich von dem Freunde nach der Abreise der hessischen Herrschaften ein Kompliment für die Geschicklichkeit, mit der er es verstanden hat, einer Aussprache auszuweichen. „Ich habe meine Ehre immer im Spiele geglaubt, daß aus der Sache nichts würde.“ Die unglückliche Prinzessin Charlotte heiratete bekanntlich später einen Mecklenburgischen Prinzen und wurde die Stiefmutter der Königin Luise von Preußen. Dem König Ludwig XVI. wurde der Prinz, wie es die seltsame Etikette am französischen Hofe mit sich brachte, unter dem Namen eines Grafen von Rastede vorgestellt; zwanzig Jahre später sollte er in Paris — wohl der schwerste Gang seines Lebens — dem Protektor des Rheinbundes Kaiser Napoleon gegenüberstehen. Die Rückkehr nach Hamburg erfolgte im November.

Die förmliche Bewerbung um die Hand der Prinzessin Friederike und die Verlobung geschahen alsdann auf schriftlichem Wege, die letztere unter der Abrede vorläufiger Geheimhaltung. Im September 1779 erklärte sich der Prinz indessen auf den Wunsch der fürstlichen Eltern mit der Veröffentlichung einverstanden. Er schrieb darüber an Staal aus Gütin: „Das ist denn nun auch vor

acht Tagen geschehen, hat das hiesige Wetter dann sehr geteilt, die Wolken sind getrennt, können noch nicht wieder zusammenstoßen, kurz, es ist wie nach einem Erdbeben, die Sachen sind noch nicht in ihrem natürlichen Lauf. Beklagen muß ich aber die, die meine Frau werden soll, ich kann mich noch leichter aus diesem Wirrwar herausziehen, aber wie sie sich darin finden wird, ist eine andere Frage. Heute reite ich nach Floen, um es auch dorten bekannt zu machen, was denn freilich eine besondere Commission ist.“

Die ersten Monate des Jahres 1780 waren für den Prinzen durch die Reise nach Kopenhagen und Stockholm ausgefüllt, eine aus politischen Gründen notwendige, aber nach seinen Neigungen harte Aufgabe, denn „Nichts ist meiner Natur so zuwider wie das Hofleben“. Um Ostern war er wieder in Hamburg und rüstete für den Mai zur Reise nach Mömpelgard, wo, wie er schrieb „das Verhängnis Ihres Freundes wartet“ und wo er bis zum Anfang Juli blieb. Aus Stupes schrieb er an Staal: „Frédérique hat sich so zu ihrem Vorteil verändert, daß es ungemein ist, und im Durchschnit genommen, habe ich Ursache, zufrieden zu sein. — Die Vernunft sagte mir zu heiraten, mein Herz war zu beklommen, um zu sprechen; und wäre die Vernunft am Felsen des widrigen Schicksals gescheitert, so hätte ich das Kreuz auf mich genommen und hätte geschwiegen. — — Das kleine Geschöpf hat sich ganz artig formirt, ohne zu sein was man schön nennt, hat ein gutes offenes Gesicht, das von einer guten Seele zeugt. Ich bin also, wie Sie sehen, mit meinem Schicksal zufrieden, ob man es mit mir ist, ist eine andere und sehr schwierige Frage; doch wenn ein ehrlicher Mann noch wozu zu brauchen ist, so sollte es wohl zum Gemahl eines so jungen und des Freundes bedürftigen Kindes sein.“ Die Vermählung sollte wegen der Jugend der Braut, die noch nicht eingesegnet war, erst nach Ablauf von achtzehn Monaten stattfinden. Nach der Rückkehr schrieb der Prinz aus Oldenburg, wo er mit den Gutiner Herrschaften weilte: „Ich werde inskünftige meinen Rauch hier in Oldenburg aufgehen lassen, meine Wohnung wird ein Teil des Schlosses sein und im Sommer Kastede“, womit die Aufenthaltsfrage entschieden war.



Um Weihnachten 1780 war der Prinz wiederum in Etupes und schrieb von dort am 5. Januar 1781: „Sie sind gewohnt, so ziemlich mein Glaubensbekenntnis zu hören, also hier noch ein Wort über meine Braut. Sie wissen schon, daß sie keine Schönheit ist, aber auch nicht das Gegenteil; da man aber eine Frau nicht bloß ansieht, so kommt es auf ihr Inneres wohl mehr an als auf ihr Aeußeres. Der Verstand ist gut und vielleicht richtiger, als ihre erstaunliche Flüchtigkeit es allemal glauben läßt, ihr Herz ist wirklich recht gut, ich nehme hier selbst das ab, was man auf die gewöhnlichen weiblichen démonstrations von Bärtlichkeit, Theilnehmung bei Leid u. abrechnen muß, Thränen und Geschrei beweisen mir überhaupt nichts und sind öfters Beweise von Gewohnheit. Sie hat unendlich viel Freundschaft für mich, das muß mir schmeicheln. Der Grund ihrer Empfindung muß es aber noch mehr. Jedes nicht übel geartete Mädchen sieht einen Bräutigam für so etwas Besonderes an, daß sie ohne ganz besondere Ursache selten ihm einen gewissen Grad von Zuneigung versaget, sie ist aber entschieden überzeugt, daß es ihr noch an manchem zur Vollkommenheit fehlet, und sieht mich für das Mittel an, manche ihr noch fehlende Eigenschaften zu erhalten. Mein Plan dagegen bei mancher noch zu wünschenden Sache ist kürzlich dieser, ich wünsche mir nichts, ohne ihr den Grund zu zeigen warum; überhaupt gebe ich meine Meinung nie, ohne gefragt zu werden, gebe diese als einen Beweis meiner Freundschaft und nehme dagegen als einen Beweis der ihrigen die Erfüllung meines Rates. Selbst im Scherze suche ich, daß Vernunft entscheiden möge. Dieses habe ich überhaupt der kleinen Dame als den Schlüssel zu unserer gegenseitigen Freundschaft gegeben, nämlich, daß um gemeinschaftlich nach demselben Zweck zu arbeiten, man einen gemeinschaftlichen Grundsatz haben muß, und daß, wenn dieses die Vernunft ist, man sich begegnet, ohne es zu wissen. Ich suche diesem kleinen Plan ohne Bedanterie zu folgen, und ich muß gestehen, daß bis jetzt ich ihn von großem Nutzen gefunden habe.“ Die Vermählung ward auf den Monat Juni festgesetzt und fand am 26. Juni 1781 statt.¹⁾

¹⁾ Henriette von Waldner-Freundstein, vermählte Baronin Oberkirch, weilte damals am Hofe von Kömpelgard und war Zeugin der Vermählungsfeier. Sie



Betrachtet man die Vermählung des Prinzen, welche sich äußerlich als ein anspruchsloser Vorgang im fürstlichen Familienkreise von Mömpelgard darstellt, im weiteren geschichtlichen Zusammenhange, so kann ihr die Bedeutung eines Ereignisses von großer politischer Tragweite nicht abgesprochen werden; denn durch seine Vermählung wurde der Prinz der Schwager Kaiser Pauls und der Oheim Kaiser Alexanders von Rußland; und als im Jahre 1811 Napoleon den Herzog Peter Friedrich Ludwig seines Landes beraubte, war es diese Vergewaltigung eines nahen Verwandten des russischen Kaiserhauses, welche den Bruch zwischen Alexander und Napoleon herbeiführte, aus dem die Ereignisse des Jahres 1812 sich entwickelten, welche alsdann in ihrem weiteren Verlauf den Zusammenbruch des französischen Kaiserreiches und die Wendung der Geschichte Europas zur Folge hatten. Von dieser Verflechtung künftiger Begebenheiten in ihre Feier konnten freilich die Teilnehmer an der Hochzeitstafel von Etupes keine Ahnung haben.

Nach der Vermählung begab sich das junge Paar zuerst nach Oldenburg und dann an den bischöflichen Hof nach Eutin. Von dort schrieb der Prinz am 26. September: „Hier überhäuft man uns mit Freundschaft und Güte. Die Herzogin sucht mit aller möglichen weiblichen Geschicklichkeit sich des Herzens meiner jungen Frau zu bemächtigen, kleine Geschenke, Aufmerksamkeiten, und vor allem ist das weibliche Arsenal von Küßsen und Thränen ausgeleert worden, um das junge Herz zu besiegen.“

Die vier Jahre, welche das junge Paar bis zum Tode des alten Herzogs in Oldenburg und in Rastede verlebte, waren die glücklichste Zeit im Leben des Herzogs Peter Friedrich Ludwig — wie man im Rückblick auf dasselbe wohl sagen darf, eine Dase

schreibt in ihren bekannten Memoiren (Bd. 1, S. 135): *La princesse Frédérique n'avait que seize ans; elle était charmante d'esprit et de visage quoique moins grande et moins régulièrement belle que la Grande-Duchesse de Russie. Sa physiognomie était comme son caractère, mélancolique et douce. Le prince, âgé de vingt-six ans, avait le nez aquilin, le menton rentrant et la lèvre inférieure un peu avancée. Il a généralement l'air sérieux et réfléchi. Les fêtes de ce mariage durèrent plusieurs jours. Ce mariage fut une grande joie dans toute la principauté, où la famille ducale était fort aimée.*



des Glücks. Die junge Prinzessin fand sich rasch, leicht und mit bestem Willen in die neuen Verhältnisse, und wenn sich dem Prinzen auch manchmal der Mangel eines tätigen Wirkungskreises fühlbar machen mochte — „es ist immer ein Glück, wenn man zum Guten wirken kann. Ich, lieber Freund, liege hier auf dem Vorposten, mit so manchem warmen Wunsch im Herzen, und wirke gar nichts, als daß meine Mauerleute den Kalk anrühren, und daß mein Mist in gehöriger Quantität und Qualität in meinem Garten vergraben wird“ — so fand er dafür Entschädigung in einer beglückenden Häuslichkeit. Im Sommer des nächsten Jahres führte das junge Paar sein Weg wieder nach Mömpelgard, wo sie mit dem Großfürsten und der Großfürstin zusammentrafen und der Prinz die erste Bekanntschaft seiner Schwägerin machte, aus welcher sich ein lebenslanges, wahres Freundschaftsverhältnis entwickeln sollte; zu den praktischen Ergebnissen dieser Reise gehörte auch, daß der Großfürst dem Prinzen seine esthländische Besizung Kayküll abnahm, die ihm durch ihre Entlegenheit und schwierige Bewirtschaftung unbequem geworden war, und die gegen die Gräfllich Münnich'schen Besizungen im Herzogtum Oldenburg auszutauschen er eine Zeitlang geplant hatte. Von Stupes begaben sich der Prinz und seine Gemahlin mit den Großfürstlichen Herrschaften an den Hof des Herzogs Karl Eugen nach Stuttgart, wo zu Ehren des russischen Besuchs glänzende Feste veranstaltet wurden, deren Andenken sich weniger wegen ihres Glanzes als wegen des Umstandes im Gedächtnis der Menschen erhalten hat, daß ein früherer Zögling der hohen Karlschule, der Dichter der Räuber, das Geräusch dieser Feste benutzte, nächtlicher Weile aus Stuttgart zu entweichen, um sich der harten Hand des despotischen Herzogs zu entziehen und von Mannheim aus den Aufstieg zu den höchsten Zielen literarischen Ruhmes zu unternehmen. Der Prinz war gründlich reisemüde und war froh, wieder in „den Mauern meines noch so weit in manchem Betracht hinter anderen Ländern Deutschlands zurückseyenden Oldenburg“ und im nächsten Sommer wieder in Rastede zu sein. In Rastede wurde am 13. Juli 1783 der Prinz August, der nachmalige Großherzog Paul Friedrich August, geboren, in Oldenburg am 9. Mai 1784 der Prinz Georg. „Beinahe dreißig Jahre bin



ich alt — jetzt der Prinz — und merke wahrlich noch nicht, warum ich, als was ich bin, da war. Menschenpflichten suche ich zwar zu üben, diese übt aber ein jeder, der durch sich selbst sehen kann, besser als ich.“ Aber auch zur Ausbildung höherer Pflichten sollte sich bald Gelegenheit bieten, da in Cutin der Hexensabbath höfischer und gesellschaftlicher Fehden fortbauerte und der Prinz und seine Gemahlin dort durch persönliche Einwirkung vieles zu mildern und auszugleichen fanden. „Mein Onkel ist Gottlob leidlich wohl, meine Tante sehr freundschaftlich gegen uns, der Ploener Prinz ist, was er war, weder toll noch klug, von beiden genug, um die, die ihn umgeben, unglücklich zu machen.“

Die junge Ehe tat dem Briefwechsel zwischen dem Prinzen und Staal keinen Eintrag. „Meine Frau läßt Ihnen sagen, daß sie Ihnen recht gut ist, bald liebt sie Sie als meinen teuersten Freund, bald haßt sie Sie als ihren Nebenbuhler. Meine Antwort ist immer, bin ich Deiner Liebe wert, so bist Du es Staal schuldig, und dann machen wir Chorus für Sie.“

Über die Entwicklung seiner Kinder erstattet der Prinz Staal erfreute Berichte, aber mit dem Vorbehalt: Jeder hält seinen Affen für einen Engel. Dem mischt sich manche melancholische Betrachtung bei. „Ich werde in wenig Tagen dreißig Jahre alt und weiß noch nicht eigentlich außer der Erkenntniß meiner selbst und des Höchsten Wesens, das mich schuf, warum ich da war, meine Pflicht ist untätige Aufmerksamkeit, denn Ursachen ohne Ende zwingen mich dazu, ungeachtet der alte 74jährige Herr wohl eines Beistandes bedürfte, denn seine Fähigkeiten werden stumpf; er würde es aber für einen Raub halten, die mindeste Anstalt hierüber zu treffen.“ „Was mein Gemüth betrifft, so ist es wahr, daß so manche Erfahrung über andere und über mich mich nicht heiter macht. Ich bin leider zu empfindlich und kann mich über Kleinigkeiten wirklich mehr ärgern, als ich sollte; ein froher Augenblick, ein Sonnenschein macht das wieder gut.“

Am 12. Juli 1785 hatte der Prinz dem Freunde aus Oldenburg zu melden, daß „mein innigst geliebter Onkel — der Herzog Friedrich August — plötzlich nicht gestorben ist, sondern aufgehört hat zu leben.“ „Sanft im Leben, sanft im Tode.“ Vor dem

Prinzen türmte sich nun — zuerst in Oldenburg und dann in Gütin — eine Fülle von Geschäften auf, welche durch seine Regierungsübernahme in den verschiedenen Landesteilen bedingt waren. Monatelang ward er durch dieselben in vollem Umfange in Anspruch genommen. „Meine Offenherzigkeit tut das Beste; man ist überzeugt, daß ja ja und nein nein ist.“ „Gott segne und erhalte Sie mir. Meine Pflichten haben Sie mich kennen gelehrt, das segne Ihnen Gott, ich liebe Sie bis ins Grab.“ Daß der Prinz die Regierung im Herzogtum nicht aus eigenem Recht als Landesherr führen durfte, sondern bis zum Tode des geisteskranken Veters — dieser starb erst am 2. Juli 1823 — in dessen Namen als „Landesadministrator“ führen mußte, war, wenn es auch für seine Wirksamkeit in seinem fürstlichen Beruf einen Unterschied kaum bedeutete, der Grund der tiefen Verstimmung, mit der er den Abmachungen mit Dänemark und Rußland von 1777 gegenüberstand.

Noch in demselben Jahre — demjenigen seines Regierungsantritts — traf alsdann den Herzog der härteste Schlag, der ihn treffen konnte. Am 24. November 1785 starb in Gütin die Herzogin Friederike im Wochenbett. „Vier Jahre und fünf Monate durchlebte ich die glücklichste Zeit meines Lebens mit ihr, ich verlor die einzige Freude meines Lebens, meine Zuflucht in unglücklichen Stunden.“ Die herzerreißenden Briefe, welche der Herzog nach dem Tode seiner Gemahlin an die Großfürstin und an Staal schrieb, haben an anderem Orte¹⁾ Veröffentlichung gefunden. Der Herzog lebte fortan ausschließlich seinen Pflichten als Vater, als Mann, als Landesherr; noch mehr als vier Jahrzehnte einsamen Lebens — nur durch große politische Katastrophen unterbrochen — lagen vor ihm; dem Gedanken an eine Wiedervermählung ist er niemals näher getreten, obgleich es an Anregungen dazu auch von Seiten seiner vertrauten Freundin, der Kaiserin Maria Feodorowna, nicht gefehlt hat.

Über die letzten drei Jahre des Briefwechsels zwischen dem Herzog und Staal ist ein Schleier von Kummer und Sorge gebreitet. Der Herzog stand nach seinem schweren Verlust unaus-

¹⁾ Hennes, S. 308 ff.



gesetzt in dem Banne ernstester und trüber Gedanken und Empfindungen, und auch Staal schrieb nicht aus freier Seele, da er in fortwährenden Kampf mit unerfreulichen finanziellen und ökonomischen Schwierigkeiten verstrickt war, die zum Teil in der allgemeinen wirtschaftlichen Ungunst der Zeit ihren Grund hatten, zum Teil in seinen eigenen, nicht immer von Besonnenheit zeugenden Unternehmungen, wie dem vom Herzog dringend widerratenen Erwerb des „geldfressenden“ Gutes Kayküll. Wenn es um vorübergehende Verlegenheiten sich handelte, trat der Herzog gern hilfreich ein; aber auch seine Mittel hielten nicht Schritt mit seinem guten Willen. Von seinem Oheim war ihm die Landesregierung mit schweren Schulden belastet hinterlassen worden, deren Tilgung die Einkünfte mehrerer Jahre verschlang, und so war seine äußere Lage keineswegs eine glänzende, „Meinen Kindern eine gesicherte Zukunft zu bereiten, darauf schränkt sich meine ganze Ruhmbegierde ein. Unter den Regenten das was der Zaunkönig unter den gekrönten Häuptern ist, darf ich nur fürchten, bemerkt zu werden. Also, mein Bester, so klein auch das Ganze, so mühevoll ist doch diese unglückliche miniature.“ Geboten ist in den Verhältnissen des Herzogs: „eine strenge Entsaugung alles dessen, was man Vergnügen nennt, und spartanische Einfachheit in der Lebensart.“

An Zeugnissen des Herzogs über seine Gemütsstimmung und seine unglückliche Lage — zum Teil hervorgerufen durch Aufforderungen Staals, sich zu zerstreuen und Abwechslung in sein Leben zu bringen — ist der Briefwechsel dieser Jahre reich. „Meine gegenwärtige Lage ist gewiß nicht die angenehmste. Ich setze das Politische bei Seite, aber das Häusliche ist beinahe unerträglich. Keinen Umgang, nichts ist Erholung, denn Neid und Mißgunst machen sogar jede Handlung, jede Ueberzeugung zur Arbeit. Ich bin also ganz allein. Ich arbeite und lese vom Morgen bis in die sinkende Nacht, und dann finde ich, daß ich bei weitem nicht das gethan habe, was ich habe thun wollen und können, wenn meine Seele nicht so zusammengeschrumpft wäre. Mein wirklich glückliches humor leidet, und der Mensch, der seinem Schöpfer für sein Dasein danken sollte, tut seine Pflicht aus höherer Ueberzeugung, nicht aus Liebe und nicht mit Freuden. Jeder Mangel ist mir erträglich,

denn meine Bedürfnisse sind unbedeutend; ich gestehe es, daß ich einen Teil meines Glücks in diese Unabhängigkeit setze; ich konnte mir eine jede Last aufbürden lassen, denn ich war glücklich im Innersten meiner Seele, durch Zufriedenheit und Hoffnung, jede meiner Freuden ward geteilt, den Kummer verbarg ich in mich selbst, um ihn nicht teilen zu sehen.“ „Meine Gesundheit ist gut und mein Leben freudenlos; ich glaube, daß ich entschuldigt sein würde, wenn ich nicht einen natürlichen Abscheu für Getränke hätte und außer dem Beruf eines Bischofs noch den meiner Gemütslage anführen könnte, wenn ich mich aufs Trinken legen würde. Ich berausche mich mit Arbeit, allein der Effekt bleibt der nämliche und das Gemüt leidet, das meinige ist in der That beinahe zerstört. Meine beiden Kinder sind wirklich das Einzige, und für diese danke ich Gott.“ „Ich kann als vernünftiger Mann nicht anders handeln, als daß ich mich in die Lage, in die mich Gott aus gewiß sehr weisen Absichten versetzt hat, möglichst finde. Dabei aber sich glücklich fühlen, ist unmöglich, und kann Seine Gerechtigkeit nicht wollen, daß eine Sache, ein Gegenstand anders empfunden werde als er wirklich ist. Wenn ich mich mit Freudigkeit all den Mühseligkeiten meines Standes unterwarf, die Pflichten meines Berufes, die ich ebenso genau kenne wie die Mäßigkeit meiner Talente, willig übernahm, mich allen denjenigen privations, die die Wiederherstellung unserer Umstände nötig macht, gern unterzog, so war ich häuslich glücklich. Ich habe nie Umgang mit dem anderen Geschlechte gehabt, war also nie in dem Falle gewesen wahre Liebe für eine zu empfinden. Ich beging die Torheit und hing mich leidenschaftlich an ein sterbliches Wesen. Dieses gute Geschöpf liebte mich tausendmal mehr als ich es verdiene und ward ein Opfer unserer Liebe. Daß alles das in mir so lange bluten muß, als noch ein Teil Empfindung hat, ist Selbstfolge. Was bleibt mir also zur Zerstreuung übrig als Arbeit und zur Erholung als ein totes Buch. Alles hat ein Ende. Dies ist wahrlich kein geringer Trost.“ „Ich glaube dreist behaupten zu können, daß bei dieser Lage meines Gemütes, bei all den traurigen Begebenheiten, die mir seit zwei Jahren aufgestoßen sind, die Geschäfte meines Amtes nicht gelitten haben, mithin darf ich behaupten, daß



ich kein Weichling bin. Daß aber der Mensch, dem durch seine Lage, seinen Stand, seine Stelle alles das entgeht, was der gütige Schöpfer anderen, um bei Arbeit und Unglück sich zu erheben oder sich zu fassen, gegeben hat, daß der nur durch die heiligsten Banden an Pflicht und Natur gebunden wird, ist eine ewige Wahrheit. Ich bin weit entfernt, über Ungerechtigkeit des Schicksals zu klagen, ich hoffe, Sie haben mich nie stolz und aufgeblasen gekannt, Sie würden mich demütig wiedersehen; es ist sehr leicht mit sich im Glück zufrieden zu sein, aber sehr schwer, wenn man ehrlich gegen sich selbst ist und allein ohne äußere Unterstützung dasteht. Arbeit, Schlaf und eine ruhige Seele sind die Gaben Gottes, die mich erhalten. Vergnügungen und Zerstreuungen, die Sie mir anraten, sind für mich eine wahre Pein, und ich bin nie glücklicher als zwischen meinen Geschäften, Büchern und Kindern.“ „Ein Fremdling unter denen, die mich umgeben, durch keine gemeinschaftliche Neigung verbunden gehören wir nur durch ein bloßes Ungefähr zusammen, ein Strohmann in den Erbsen den faulen Sperlingen zur Schau, das Herz leer und den Kopf voll dessen, was mir sonst für ein Loos ward, würde ich unwahr sein, wenn ich mich glücklich nennete, und ungerecht, wenn ich ein verändertes Schicksal wünschen würde, wünschen sollte, indem nach meiner besten Überzeugung ich zu einer veränderten und glücklicheren Lage nun ganz unempfänglich bin. Gott erhalte mich tätig und brauchbar, das ist mein einziger Wunsch.“ „Ich fühle mich in der That nicht glücklich und demungeachtet vertauschte ich meine Arbeit, meine Einsamkeit, meine Abgestorbenheit gegen alle Vergnügungen des Lebens nicht mit der größten Wonnetrunkenheit, nicht mit dem glänzendsten Glück, und zwar deswegen, weil ich fühle, daß mir die Vorsehung just meine Lage auferlegt hat, weil ich für dieselbe gemacht bin und sie tragen kann. Glauben Sie also nicht, mein bester Freund, daß ich mutlos und kraftlos dem Gefühl meines Unmutes unterliege, nein gewiß nicht, ich arbeite so viel als ein Mann in meinem Dienst und nehme eine so muntere Miene an, als mein knöchernrunzlichtes Gesicht tragen kann.“ So fehlt es in den Briefen dieser Zeit denn auch an einzelnen weniger düstern Momenten nicht. Nach einer Reise durch das Oldenburger Land schreibt der Herzog: „Ich hoffe zu

Gott, daß die wenigen Quadratmeilen, die ich unter meiner Aufsicht habe, nicht ganz unglücklich sein sollen, es sind deren 54; so klein dies auch ist, so glücklich werde ich mich schätzen, wenn ich die 100 000 Seelen, die es ungefähr enthält, vor Mangel sichern und Menschen daraus machen kann, die ihre Bestimmung erfüllen.“

Im März 1787 starb in Eutin die alte Herzogin. Der Herzog war ihr während ihrer langen Krankheit ein treuer Besucher gewesen — „eine Pflicht, die ich gern erfülle, die aber mit wenigem Vergnügen vergesellschaftet ist“ — und hatte die Genugtuung, die Korrektheit und Loyalität seines Verhaltens in der Katastrophe ihres Sohnes jetzt von ihr voll gewürdigt und anerkannt zu sehen, sie „überführt zu haben, daß ich über allen Eigennuß hinaus bin.“ Nach Floen überbrachte er selbst die Todesnachricht. „Auch nicht die geringste menschliche Empfindung. Den Eindruck vergesse ich nimmer.“ Zwei Jahre vorher hatte der Prinz bei der Nachricht vom Tode seines Vaters nicht begriffen, wie man von einem so natürlichen Ereignis, wie dem Tode eines Greises, so viel Aufhebens machen könne.

Gegen Ende des Jahres 1788 erkrankte der Oberst von Staal schwer. Der letzte Brief des Herzogs, der aus Oldenburg vom 18. Februar 1789 datiert ist, fand ihn nicht mehr unter den Lebenden. Mit diesem Brief schließt die elfjährige Korrespondenz des Herzogs mit dem „Lehrer seiner Kindheit und dem Freund seiner Jugend“ ab. In demselben heißt es: „Mit dem lebhaftesten Kummer höre ich, bester Freund, die Nachricht Ihrer Krankheit, gewiß haben Sie keinen Freund, keinen Verwandten, dessen Wünsche wärmer für Ihre baldige und gänzliche Genesung sprächen. Ich brauche es Ihnen nicht zu sagen, daß eine fast fünfundzwanzigjährige Bekanntschaft, die Gewohnheit und Gewißheit, sich in dieser Zeit ganz wechselseitig auf einander verlassen zu können, das Band unzertrennlich macht, welches Dankbarkeit knüpfte. Nehmen Sie noch hinzu, daß diesen Gefinnungen, welche eine Folge der redlichen unverwandten Treue sind, mit welcher Sie, teuerster Freund, dem Amte vorstanden, das mich mitten unter dem Spiel des Schicksals bildete, keine ähnlichen Gefinnungen zur Seite gesetzt worden sind. Freunde können wir in unserem Handwerk nicht haben, und diese können teils keine solche Dankbarkeit verdient, teils keine so alten Rechte wie Sie



haben; überdem ist Ihnen bekannt, wie wenig es mir möglich ist, mich leicht zu verbinden, mithin gehört Ihnen beinahe ausschließlich der Name meines Freundes. Mein häusliches Glück war ein schimmernder Augenblick, und selbst dann war gewiß das Gefühl von Freundschaft nicht schwächer, und dieses ist ja auch dahin. Sie wissen, wie es in einem Herzen aussieht, auf welches Sie die ältesten und heiligsten Rechte haben.“

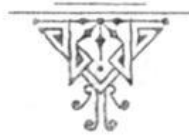
III.

Nach seiner Trennung vom Prinzen Peter Friedrich Ludwig in Hamburg war der Oberst von Staal nach Zerwakant zurückgekehrt, von seiner Gattin und seinen Geschäften sehnsüchtig erwartet. Sowohl vom Prinzen wie von der Kaiserin Katharina mit lebenslänglichen Pensionen ausgestattet, erhielt er außerdem von der Kaiserin in Anerkennung seiner Verdienste die Güter Könno und Kerkau in Esthland zum Geschenk. Im russischen Staatsdienst zu Amt und Einfluß zu gelangen, wurden von ihm verschiedentlich Versuche gemacht, doch blieben dieselben einstweilen ohne Erfolg, was Verstimmungen und Enttäuschungen hervorrief; endlich ward ihm die Stelle eines Mitgliedes der livländischen Regierung in Riga (Regierungsrat mit Generalmajorrang) zuteil, in welcher er zum Besten seiner baltischen Heimat wirken und zur Beseitigung veralteter Mißbräuche beitragen zu können hoffte; doch hatte er dabei die Widerstandskraft des Bestehenden unterschätzt. „Alte, selbst schädliche Einrichtungen — schrieb ihm der Prinz — gewinnen einen Anstrich von Ehrwürde, der der Sache immer sehr vorteilhaft ist; an Neuerungen nagt der Kluge und der Dumme, und das Gesetz wird verachtet.“ Schon nach Ablauf von zwei Jahren (1784) gab Staal seine Wirksamkeit in Riga auf und zog sich nun endgültig nach Zerwakant zurück, wo er sich unter verwickelten Verhältnissen jetzt ganz der Pflege seiner ausgedehnten Besitzungen widmete, die durch den Erwerb von Kayküll noch einen schwierigen Zuwachs erfuhren. In dem Briefwechsel mit dem Prinzen ward auch die Frage eines Wiedersehens öfters berührt, doch kam es dazu nicht, da der Herzog erst nach der Ermordung des Kaisers Paul einen Besuch in St. Petersburg abstattete und Staal Ruß-

land nicht mehr verließ. „Sie wünschen — schreibt der Prinz am 9. Mai 1780 aus Rastede — den brennendsten Wunsch meines Herzens, wenn Sie von gegenseitigem Wiedersehen reden. Doch, bester Freund, ist mir diese Freude lauter zu genießen nicht mehr vergönnt. Wir können uns noch wiedersehen, aber nur um uns zu trennen, und der Gedanke verbittert mir jede Freude. Das Schicksal brachte uns zusammen, die Vernunft stiftete die Freundschaft, diese wird ihr Werk fortanern lassen, jenes mag wohl einmal Ihren Freund nach Norden schleudern.“ Und am 8. Dezember 1781, im Jahre seiner Vermählung, aus Oldenburg: „Wenn es meinem besten Freund nicht länger in Livland gefallen sollte, so komme er nach Oldenburg, denn auch hier im Morast gibt es vergnügte Menschen und von Ihren Freunden!“

Der Oberst von Staal starb in Serwakant am 25. Januar 1789^{*} nach längerem Kränkeln noch im besten Mannesalter, seine treue Lebensgefährtin folgte ihm Ende 1791 nach. Nach Staals Tode konnte der Herzog (Oldenburg 1789 März 1) der Witwe schreiben: „Erlauben Sie, gnädigste Frau, daß der wärmste, der dankbarste Freund Ihres besten verewigten Gemahls seinen Kummer mit dem Ihrigen vermische und Ihnen sein unbegrenztes Beileid bezeige. Ich, der ich durch die herbesten Streiche des Schicksals zum Leiden abgehärtet zu sein glaube, will nicht versuchen, Ew. Gnaden einige Trostgründe vorzulegen, die vielleicht den Verstand überzeugen, das Herz aber unberuhiget lassen; nur erlaube ich mir Sie zu versichern, daß Staal unter Verwandten und Freunden keinen hat, der ihn aufrichtiger liebte wie ich, dessen treuer Gefährte er von 64—77 war. Kein Vater kann seinem Sohne eine innigere Freundschaft widmen, als die, die er mir schon in der ersten Jugend schenkte. Sie wissens vielleicht aus unsers seligen Freundes Mund, daß ich diesen Namen gewiß verdiene, und eben dieser Name eines Freundes gibt mir ein unzweifelhaftes Recht, Ihnen, gnädige Frau, des besten, des zärtlichsten Mannes Leben als den erhabensten Trost vorzulegen. Möchte dieser Gedanke Ihnen einiger Aufmerksamkeit wert scheinen, die erste Betrachtung ist der Anfang zur Genesung von Schmerz, und welche Betrachtung könnte Ihnen würdiger sein als die eines so tätigen rechtschaffenen Lebens.“

Staals Ehe war kinderlos geblieben, und so gelangten seine esthländischen Besitzungen nach seinem und seiner Gattin Tode in den Besitz der verwandten Familie von Taube, in welchem sie bis gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts verblieben sind. Seitenverwandte Träger des Namens von Staal gibt es in Rußland noch heute; zu denselben gehört der bekannte langjährige Botschafter Rußlands am großbritannischen Hofe. Das erinnerungsreiche stattliche Herrenhaus in Terwakant, aus welchem Charlotte von Staal im Gefühl einer verlassenen Ariadne ihre sehnsuchtsreichen Briefe schrieb, ist im Januar 1906 dem lettischen Aufruhr und der Zerstörungswut aufständischer Banden zum Opfer gefallen.



II.

Ein seltener Fund.

Von Dr. J. Martin.

Infolge der leichten Vergänglichkeit des Holzes sind steinzeitliche Geräte, an denen die Schäftung noch erhalten ist, bislang nur in wenigen Exemplaren bekannt geworden, und diese sind umso wertvoller, als mitunter erst aus der Art der Schäftung zu ersehen ist, welchem Zweck das Gerät gedient hat.

Im vorigen Jahre wurde mir der in Abbildung 1 in natürlicher Größe dargestellte Gegenstand überbracht, der im Petersfehner Moor beim Torfgraben in ca. 3 m Tiefe gefunden wurde. Der in den Holzstiel eingelassene Feuersteinsplinter gehört zu einem in der neolithischen Periode zeitlich wie räumlich weit verbreiteten Typ, dem Sophus Müller die Bezeichnung „kleiner Spalter“ oder „Spanspalter“ beigelegt hat.¹⁾ Unter „Spalter“ im allgemeinen versteht der Autor ungeschliffene Feuersteinwerkzeuge, die — nach der Schneide zu urteilen — in irgend einer Weise zum Spalten gedient haben; im übrigen jedoch sind sie in Form und Größe so außerordentlich variierend, daß ihre Verwendung eine sehr verschiedenartige gewesen sein muß. Nach der Größe unterscheidet S. Müller zwischen dem „großen“ und „kleinen“ Spalter, und nach der Herstellungsweise nennt er ersteren den „Scheibenspalter“, letzteren den „Spanspalter“, insofern die größere Form aus einem scheibenförmigen Feuersteinstück, die kleinere dagegen aus einem Feuersteinspan angefertigt wurde. Eine scharfe Grenze ist naturgemäß nicht zu ziehen.

¹⁾ 10.